

S. FISCHER



ÉDOUARD LOUIS

Die Freiheit einer Frau

Aus dem Französischen von
Hinrich Schmidt-Henkel

S. FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen. Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
›Combats et métamorphoses d'une femme‹
bei Éditions du Seuil, Paris
© 2021, Édouard Louis.
All rights reserved.

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2021, S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-000064-4

I

Alles hat mit einem Foto angefangen. Ich wusste nicht, dass es dieses Bild gab und ich es besaß – wer hat es mir gegeben und wann?

Das Foto hat sie mit ungefähr zwanzig gemacht. Ich stelle mir vor, wie sie den Apparat verkehrt herum hielt, um ihr Gesicht einzufangen. Zu der Zeit gab es noch keine Mobiltelefone, und sich selbst zu fotografieren war ziemlich umständlich.

Sie hat den Kopf auf die Seite geneigt und lächelt leise, das gekämmte Haar klebt auf ihrer Stirn, makellos, ihr blondes Haar rahmt die grünen Augen.

Als ob sie verführerisch wirken wollte.

Ich finde nicht die Worte, um es zu erklären, aber alles auf diesem Abzug, in ihrer Haltung, in ihrem Blick, im Schwung ihrer Haare erzeugt den Eindruck von Freiheit, die unendlich vielen Möglichkeiten vor sich, und vielleicht, auch, das Glück.

Ich glaube, ich hatte vergessen, dass sie vor meiner Geburt frei war – glücklich?

Wahrscheinlich habe ich manchmal daran gedacht, während ich noch bei ihr lebte, natürlich war sie irgendwann mal jung und voller Träume gewesen, aber als ich dieses Foto wiederfand, hatte ich schon lange nicht mehr daran gedacht, dieses Bewusstsein, Wissen, war zu abstrakt. Nichts oder so gut wie nichts daran, wie ich sie in meiner Kindheit kannte, während der körperlichen Nähe zu ihr fünfzehn Jahre lang, hätte mich daran erinnern können.

Als ich dieses Bild sah, spürte ich, wie die Sprache aus mir verschwand. Sie frei zu sehen, mit ganzem Körper in die Zukunft projiziert, rief meine Erinnerung an ihre mit meinem Vater geteilten Lebensjahre wach, die von ihm ausgehenden Demütigungen, die Armut, zwanzig Jahre ihres Lebens versehrt und fast zerstört durch die männliche Gewalt und das Elend, zwischen fünfundzwanzig und fünfundvierzig Jahren, in dem Alter, in dem andere das Leben ausprobieren, die Freiheit, Reisen, sich selbst kennenlernen.

Der Anblick dieses Fotos hat mich daran erinnert, dass die Zerstörung dieser zwanzig Lebensjahre nichts Natürliches war, sondern auf das Einwirken von Kräften außerhalb meiner Mutter zurückging – Gesellschaft, Männerwelt, mein Vater –, und dass folglich alles auch hätte *anders gewesen sein* können.

Der Anblick des Glücks hat mich die Ungerechtigkeit seiner Zerstörung spüren lassen.

Ich habe vor diesem Foto geweint, denn ich war, ohne

mein Zutun, oder vielleicht eher zusammen mit meiner Mutter selbst und manchmal gegen sie, einer der Akteure dieser Zerstörung.

Der Tag des Streits mit meinem kleinen Bruder – das war im Sommer. Ich kam nach Hause, hatte den Nachmittag auf den Stufen des Rathauses des Dorfs verbracht, und zwischen meinem kleinen Bruder und mir brach vor dir ein Streit aus. Mitten in Geschrei und Beschimpfungen sagte mein Bruder mit einer Betonung, so herabsetzend wie nur möglich, Über dich zerreißt sich sowieso das ganze Dorf hinter deinem Rücken das Maul. Alle nennen dich eine Schwuchtel.

Nicht unbedingt, was er da sagte, verletzte mich, oder die Tatsache, dass ich wusste, es stimmte, sondern dass er es vor dir sagte.

Ich verzog mich in mein Zimmer, packte die Flasche mit buntem Sand, die auf meinem Schrank stand, ging zurück zu meinem kleinen Bruder und feuerte sie auf den Boden, vor ihm. Er hatte diese Flasche in der Schule gebastelt. Die Lehrerin hatte den Kindern seiner Klasse vorgeschlagen, Sand mit Farbstoff zu vermischen und ihn dann in leere Colaflaschen zu fllen, um verschiedenfarbige Objekte herzustellen; sie hatte meinen kleinen Bruder gefragt, für wen er die Flasche machen wollte, und seine Wahl war auf mich gefallen, für mich hatte er sich Mühe gegeben, für mich hatte er einen ganzen Tag lang an diesem Ding gearbeitet.

Als ich ihm die Flasche vor die Füße schmiss, schrie er einmal schrill auf und weinte, das Gesicht nicht zu sehen, zur Sofalehne gedreht. Du kamst zu mir, du gabst mir eine Ohrfeige und sagtest, du hättest noch nie ein so grausames Kind gesehen. Es tat mir sofort leid, aber ich hatte mich nicht beherrschen können. Ich nahm es meinem Bruder übel, dass er vor dir etwas offenbart hatte, das zu mir gehörte, zu meinem Leben, zu meinem Leid.

Ich wollte nicht, dass du wusstest, wer ich bin.

Während der ganzen ersten Jahre meines Lebens lebte ich in ständiger Furcht davor, du könntest mich erkennen. Als in der Mittelschule Treffen zwischen Eltern und Lehrern stattfanden, sorgte ich, anders als andere Kinder mit guten Noten, dafür, dass du es nicht erfuhst. Ich versteckte die Einladungen, ich verbrannte sie. Als zum Schuljahresende im Festsaal des Dorfs eine Aufführung mit Sketchen, Liedern und kleinen Choreographien veranstaltet wurde, luden die anderen Kinder ihre Eltern und die ganze Familie ein. Ich aber tat alles dafür, dass du nicht hingingst. Ich sagte, die Tänze und Lieder wären doof, ich erfand technische Probleme, ich nannte dir das falsche Datum. Ich belog dich. Später studierte ich diese in Filmen und Fernsehserien so häufigen Szenen mit einem Kind, das auf der Bühne steht und darauf wartet, dass seine Eltern im Saal erscheinen, um die Vorführung zu bewundern, die es das Schuljahr über in Gedanken

an sie vorbereitet hat, sorgfältig, und ich erkannte mich weder im Warten noch in der Enttäuschung über ihr Ausbleiben wieder. Als hätte ich meine ganze Kindheit im Grunde *anders herum* gelebt.

Du solltest nicht wissen, dass die anderen Kinder in der Schule nicht meine Freunde sein wollten, denn mit einem befreundet zu sein, der als *der Schwule* verschrien war, hätte ihrem Ansehen geschadet. Du solltest nicht wissen, dass zwei Jungen mich mehrmals die Woche im Flur zur Schulbibliothek abpassten, um mich zu ohrfeigen und mir ins Gesicht zu spucken, um mich dafür zu bestrafen, wer ich war, Stimmt's, du bist n Schwuli?

Du solltest nicht wissen, dass ich schon mit neun oder zehn Jahren den Geschmack der Melancholie und der Verzweiflung kannte, dass ich durch diese Gefühle vorzeitig gealtert war, dass ich jeden Morgen mit dieser Frage im Kopf aufwachte, Warum bin ich der, der ich bin? Warum bin ich mit dem Gebaren eines Mädchens geboren, dem Gebaren, das andere, und sie hatten recht, sofort als Beweis meines Unnormalseins identifizierten? Warum war ich mit dem Begehren nach anderen Jungen geboren und nicht nach Mädchen wie mein Vater und meine Brüder? Warum war ich nicht jemand anderer? Als ich einige Jahre nach alldem während eines Streits zu dir sagte, ich hätte meine Kindheit gehasst, schautest du mich an, als wäre ich verrückt, und sagtest, Aber du hast die ganze Zeit gelächelt!

Wie hätte ich dir damals diese Reaktion übel nehmen

können, denn sie war gewissermaßen das Zeichen meines Sieges, schließlich war es mir die ganze Zeit gelungen, dich in Unwissenheit darüber zu halten, wie mein Leben war, und dich letzten Endes daran zu hindern, meine Mutter zu werden?

Die ersten Seiten dieser Geschichte hätten überschrieben sein können: Ringen eines Sohnes darum, nicht Sohn zu werden.

Das Jahr, als sie in Ferien fahren wollte – sie kam in die Küche und sagte zu uns, ihr Beschluss stehe fest. Wir würden wegfahren. Sie erinnerte sich an die Urlaube ihrer Kindheit in den Bergen, als die Ärzte sie ins Zentralmassiv geschickt hatten, um ihr schweres Asthma zu lindern. Ich saß neben meinem Vater, wir sahen fern, und sie erklärte, Wir fahren in die Berge. Mein Vater lachte. Er schaute weiter die laufende Sendung und bemerkte nur, Was soll das wieder für eine bescheuerte Idee sein.

Sie hatte tags zuvor eine Sozialarbeiterin aufgesucht, die ihr erklärt hatte, es gebe staatliche Programme für Familien wie uns, die kein Geld für Urlaub hätten, und meine Mutter hatte zu hoffen begonnen.

Sie bewegte sich zwischen unserem Zuhause und dem kleinen Gebäude hin und her, in dem die Büros des Sozialamts untergebracht waren, am Rand der Felder, nahe der Metallfabrik. Sie kam zurück, stapelweise Formulare

unter dem Arm, Nachweise, frisch kopierte, noch lau-warme Dokumente, und das mit einer Energie, die ich noch nie an ihr gesehen hatte, weder an ihrem Körper noch in ihrem Gesicht.

Sie legte die Papiere auf den Tisch und fächerte sie auf, um sie meinem Vater zu zeigen, aber der wendete den Blick nicht vom Fernseher ab. Er meinte, das interessiere ihn nicht, und da saß sie, reglos. Sie drehte sich zu mir um, aber ich hörte auch nicht hin, ich weiß nicht warum, vielleicht imitierte ich unbewusst meinen Vater, vielleicht war ich von der Beschreibung ihres Unterfangens gelangweilt.

Mein Vater machte sich weiter über sie lustig, aber sie gab nicht auf. Manchmal sah ich sie mehrmals pro Tag zum Lebensmittelladen des Dorfs gehen, um den Fotokopierer neben der Ladenkasse zu benutzen.

Sie fragte meinen Vater nach Unterlagen, die er im Vorjahr eines Tages sortiert und abgeheftet hatte, aber er antwortete, er erinnere sich nicht mehr, wo er sie hingetan habe. Das sagte er mit einem verhalten grausamen Lächeln.

Sie wartete. Sie wartete, bis er in der Kneipe war, dann durchsuchte sie die Schubladen. Sie zog sie nicht nur auf, sie nahm sie ganz aus der Kommode und stellte die kleinen Kästen auf den Boden. Sie setzte sich auf die Fliesen und nahm die Papierstapel nacheinander heraus, sie telefonierte, hinterließ Nachrichten, wenn sie niemanden erreichte, versuchte sie es noch mal, sie ging durch die Straßen, füllte weitere Formulare aus, bis sie eines Tages

zu uns sagte, es sei geschafft, sie habe gewonnen, ihr Satz übertönte den Fernseher, Nächsten Sommer fahren wir in Ferien. Sie lächelte. (*Dein Gesicht strahlte auf einmal so.*) Mein Vater sagte, er werde nicht mitfahren, aber in diesem Stadium konnte nichts, was er sagte, sie treffen, sie verachtete ihn jetzt, in den Unterlagen hatte sie Fotos von dem kleinen Bergdorf, in das ich mit ihr fahren würde, Fotos auch von der Unterkunft, und in den Monaten vor dem Aufbruch sah sie sie sich jeden Tag an, morgens, abends vor dem Schlafengehen, Hunderte Male. An dem Tag, als sie uns die Nachricht verkündete, flüsterte sie mir ins Ohr, damit mein Vater es nicht hörte, Endlich werde ich glücklich sein.

Man hat mir gesagt, die Literatur dürfe niemals versuchen, die Wirklichkeit zu erklären, sondern sie nur illustrieren, aber ich schreibe, um das Leben meiner Mutter zu erklären und zu verstehen.

Man hat mir gesagt, die Literatur dürfe sich niemals wiederholen, aber ich will immer nur dieselbe Geschichte erzählen, immer wieder darauf zurückkommen, bis sie Fragmente ihrer Wahrheit durchscheinen lässt, *ein Loch nach dem anderen graben, bis zu dem Augenblick, da etwas von dem durchsickert, was sich dahinter verbirgt.*

Man hat mir gesagt, die Literatur dürfe niemals Gefühle zur Schau stellen, aber ich schreibe nur, um Gefühle hervorquellen zu lassen, die der Körper nicht ausdrücken kann.

Man hat mir gesagt, die Literatur dürfe niemals einem politischen Manifest ähneln, aber schon schärfte ich jeden Satz, als wäre er eine Messerklinge.

Denn jetzt weiß ich es, sie haben das, was sie Literatur nennen, gegen solche Leben und solche Körper wie den ihren, wie den meiner Mutter konstruiert. Denn jetzt weiß ich es, künftig über sie und über ihr Leben zu schreiben, das heißt, gegen die Literatur anzuschreiben.

Sie wurde am Rande einer großen Stadt in Nordfrankreich geboren. Ihre Mutter ging nicht arbeiten, ihr Adoptivvater war Fabrikarbeiter. Sie war stolz darauf, dass sie, anders als mein Vater, nicht auf dem Land aufgewachsen war, Darum kann ich mich besser ausdrücken als er.

Ich versuche mich zu erinnern: Ihr Vater starb, als sie zehn war. Ein Unfall, über den sie häufig sprach. Sie besaß einen Brief von ihm, knapp zwanzig Zeilen, den er im Krankenhaus geschrieben hatte, als er schon wusste, dass er sterben würde. Bisweilen, einmal oder zweimal pro Jahr, öffnete sie den sorgfältig gefalteten und in einem vergilbten Umschlag verstauten Brief und las ihn erneut, auf dem Rand ihres Bettes sitzend. Ich sah ihr durch den Türspalt zu und versuchte, die Gefühle zu erfassen, die sie überkamen.

Ich weiß sonst nichts weiter über ihre Kindheit zu sagen, ausschließlich dieses Arbeitermilieu und den Verlust des Vaters.

Ihre Mutter – meine Großmutter – war eine zurückhaltende, schüchterne, unsichtbare Frau – genauso, wie man es von einer Frau erwartete. Sie redete leise, machte zu essen und den Haushalt, verschwand nach dem Essen vom Tisch, um den Abwasch zu erledigen, während die Männer weiterredeten und sich Wein nachgossen. Sie war in den dreißiger Jahren geboren worden und hatte mit sechs oder sieben im Zweiten Weltkrieg wegen der Bombenangriffe das heimische Nordfrankreich verlassen müssen. Unter diesen Umständen hatte sie nicht lesen lernen können und hat dieses Versäumnis später aufgeholt, aus eigener Kraft. Sie führte ein bescheidenes Dasein, sie hatte vier Kinder großgezogen, meine Mutter und deren Geschwister, ihr Mann war jung gestorben, aber sie war nicht unglücklich. Wenn ich in den Schulferien ein paar Tage bei ihr verbrachte, sagte sie über meine Mutter, Es tut mir weh, meine Tochter so leiden zu sehen. Ich hätte nie gedacht, dass ich deine Mutter mal so sehen würde.

Die Geschichte meiner Mutter beginnt mit einem Traum: Sie wollte Köchin werden. Wahrscheinlich eine Fortsetzung der sie umgebenden Realität. Die Frauen hatten immer das Essen gemacht und die anderen bedient. Mit sechzehn meldete sie sich in der Hotelfachschule ihrer Region an, musste aber ein Jahr später ihre Ausbildung unterbrechen; sie war schwanger und kurz davor, meinen großen Bruder zur Welt zu bringen, der dann früh ein gewalttätiger Alkoholiker werden sollte, immer zwischen

Gericht und Polizeiwache pendelnd, mal, weil er seine Frau schlug, mal, weil er an der Bushaltestelle oder auf den Rängen des örtlichen Sportstadions Feuer legte, ich komme noch darauf zurück. Der Vater, ein Klempner, den sie ein paar Monate zuvor kennengelernt hatten, verlangte von ihr, das Kind zu behalten. Sie heirateten um des schönen Scheins willen, sie zogen zusammen, er arbeitete, mit achtzehn war sie schon »Mutter und Hausfrau«, wie sie selbst es nannte. Vielleicht hoffte sie da noch, ihre Jugendträume in ein paar Jahren wieder aufnehmen zu können, doch knapp zwei Jahre nach der ersten Geburt stellten die Ärzte eine zweite Schwangerschaft fest, und sie brachte ihr zweites Kind zur Welt, meine große Schwester. Mit zwanzig saß sie mit zwei Kindern, ohne jeden Berufsabschluss und einem Mann zu Hause, den sie bereits verabscheute, nach wenigen Jahren des Zusammenlebens.

Er kam mitten in der Nacht betrunken nach Hause. Sie wusste nicht, wo er den Abend verbracht hatte, sie stritten sich. Als sie mir mehr als zwanzig Jahre später davon erzählte, erklärte sie, Ich war stärker als er, also traute er sich nichts. Aber das war kein Leben. Ich war müde. Ich war es müde, in einer Situation zu leben, in der ich immer die ganze Zeit darauf vorbereitet sein musste, mich zu verteidigen.

Sie verabscheute ihn, aber sie blieb bei ihm, wegen der beiden Kinder, für sie. Sie sagte, sie habe nicht gewollt, dass sie ohne Vater aufwachsen, sie wollte nicht »verant-

wortlich« sein. Und regelmäßig fügte sie an, Außerdem, weggehen wollte ich ja gern, aber wohin denn bitte?

Trotzdem hielt sie es nach zwei oder drei weiteren Jahren nicht mehr mit ihm aus. Sie erfuhr, dass er mit anderen Frauen schlief, er belog sie. Er trank immer mehr. An manchen Tagen – wie Jahre später sein Sohn, mein großer Bruder, wie eine exakte Wiederholung seines Lebens – wachte er morgens um sieben oder acht Uhr auf, um arbeiten zu gehen, und war schon blau, ohne ein Glas getrunken zu haben, der Alkohol verließ seinen Körper nicht mehr, und sie ging weg.

Sie zog zu ihrer Schwester in ein Hochhaus mit Sozialwohnungen am Rand einer kleinen Industriestadt, in der Nähe von allerlei Einkaufsmärkten und riesengroßen Gartencentern.

Sie war dreiundzwanzig Jahre alt, hatte zwei Kinder, keine eigene Wohnung, keine Arbeit, keinen Führerschein, keine Bekannten, die ihr helfen konnten. Der einzige Traum, der ihr blieb, der einzige für jemanden wie sie überhaupt noch mögliche Traum bestand darin zurückzugehen, die Zeit zurückzudrehen. Das war nur wenige Tage nach ihrem fotografischen Selbstporträt.

Warum habe ich das Gefühl, eine traurige Geschichte zu schreiben, obwohl ich doch vorhatte, die Geschichte einer Befreiung zu erzählen?